

(Nachdruck verboten.)

1)

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

I.

Elf Uhr hatte es soeben an der Börse geschlagen, als Saccard bei Champeaux eintrat, in den weißgoldenen Saal, dessen hohe Fenster auf den Börsenplatz gehen.

Mit einem Blick musterte er die Reihen der kleinen Tische, an denen die geschäftigen Gäste dichtgedrängt saßen, Ellenbogen an Ellenbogen, und schien sich zu wundern, als er das gesuchte Gesicht nicht fand.

Einen Kellner, der im Gedränge des Servierens mit Schüsseln beladen vorüberging, fragte er: „Sagen Sie 'mal, ist Herr Suret noch nicht dagewesen?“

„Nein, mein Herr, noch nicht.“

Da faßte Saccard seinen Entschluß und nahm in einer Fensternische Platz, an einem Tischchen, das gerade ein Gast verließ. Er glaubte, zu spät gekommen zu sein, und ließ, während man ein neues Tisch Tuch auflegte, seine Blicke hinaus-schweifen, nach den Vorübergehenden auf dem Gehweg zu spähen. Er bestellte noch nicht, als neu gedeckt war; seine Augen hafteten noch eine kurze Weile an dem Börsenplatz, der sehr fröhlich aussah an dem hellen, jungen Maitag. Zur jetzigen Frühstücksstunde war der Platz fast menschenleer; die Bänke unter den Kastanienbäumen mit ihrem zarten neuen Grün blieben unbesetzt; längs des Gitters, an der Haltestelle dehnte sich die lange Reihe der Droschken von einem Ende zum andern, und der Omnibus zur Bastille hielt an der Ecke des Gartens, ohne Fahrgäste aufzunehmen oder abzusetzen. Die Sonne fiel senkrecht und überflutete das Gebäude mit der Säulenhalle, den hohen Statuen und der mächtigen Freitreppe. Oben stand vorerst nur das Heer der Stühle in Reih und Glied da.

Saccard schaute jetzt um sich, erkannte an einem der Nebentische den Wechselmakler Mazaud und reichte ihm die Hand hin:

„So? Sind Sie's? Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“ erwiderte Mazaud und gab ihm zerstreut einen Händedruck.

Der kleine, braune, überaus bewegliche Mazaud — ein ganz hübscher Mann — hatte kürzlich mit zweiunddreißig Jahren eines Onkels Makleramt geerbt. Er schien sich heute dem gegenüberliegenden Gaste gänzlich zu widmen, einem kleinen Herrn mit glattem, rotem Gesicht, dem berühmten Amadien, den die Börse seit seinem Coup mit den Bergwerken von Selsis hoch verehrte. Als die Aktien nämlich auf fünfzehn Franken gefallen waren, und man jeden Käufer für verrückt hielt, hatte er seine ganze Habe, zweihunderttausend Franken, da hineingesteckt, aufs Geratewohl, ohne Berechnung und ohne Bitterung, mit dem bornierten Starrsinn eines geistlosen Spielers. Heute hatte die Entdeckung bedeutender wirklicher Metalladern die Aktien über den Kurs von tausend Franken hinausgeschneit, so daß er etwa fünfzehn Millionen verdiente, und seine thörichte Operation, die ihn ehemals fürs Narrenhaus bestimmte, ihn jetzt zur Höhe der gewaltigsten Finanzgenies emporhob. Ueberall wurde der Mann demütig um Rat gefragt. Uebrigens erteilte er keine Orders mehr, gleichsam befriedigt und in seinem einzigen, märchenhaften Geniestreich thronend. Mazaud bemühte sich wohl um seine Kundschaft.

Saccard hatte von Amadien nicht einmal ein Lächeln erlangen können. Er grüßte jetzt nach dem Tischchen hinüber, an dem drei Spekulanten seiner Bekanntschaft saßen, Pillerault, Moser und Salmon.

„Guten Morgen, geht's gut?“

„Ja, so so . . . Guten Morgen!“

Bei diesen wieder stieß er auf Kälte, fast auf Feindseligkeit. Pillerault, ein sehr langer und hagerer Mensch mit heftigen Geberden, dessen dünne Nase wie eine Säbelklinge aus dem knochigen Gesicht eines fahrenden Ritters hervorsah, hatte sonst die Zutraulichkeit eines Spielers, der das waghalsige Sazardspiel zum Grundsatz erhebt. Er pflegte zu sagen, daß er ins Unglück hineinpurzte, so oft er sich zu denken

bemühte. Als Sauffier war er von sehr mittelamer Natur, immerdar dem Sieg zugewandt. Moser dagegen, ein kleiner Mann mit der gelben Gesichtsfarbe eines Leberleidenden, jammerte unaufhörlich, von steter Angst vor einem großen Krach verfolgt. Der stattliche Salmon, der gegen seine fünfzig Jahre tapfer ankämpfte und einen prächtigen, tintenschwarzen Bart zur Schau trug, galt für einen außerordentlich schlauen Kerl. Nie sprach er sich aus, er antwortete nur mit einem Lächeln; man wußte nicht, in welchem Sinne er spielte, nicht einmal, ob er überhaupt spielte; seine Art zuzuhören, machte mitunter auf Moser einen solchen Eindruck, daß er nach einem vertraulichen Gespräch mit ihm eine erteilte Order abänderte, außer Fassung geworfen durch Salmons Schweigen.

Bei dieser Gleichgültigkeit, die man heute gegen ihn zeigte, blickte Saccard mit fieberheißen, herausfordernden Augen weiter im Saal umher. Er nickte nur noch einem jungen Manne zu, der drei Tische weiter weg saß und herübergrüßte, dem schönen Levantiner Sabatani, dessen längliches, dunkles Gesicht durch prachtvolle schwarze Augen erleuchtet, aber durch einen böartigen Mund entstellt war. Die Liebenswürdigkeit dieses Menschen erbitterte ihn vollends: an irgend einer Börse des Auslandes exekutiert, zu jenen rätselhaften Menschen gehörig, die bei Weibern beliebt sind, kam er letzten Herbst auf den Pariser Markt herabgeschneit und hatte seitdem beim Krach einer Bank als Strohhalm gewirkt; allmählich eroberte er sich das Vertrauen des Parketts und der Coullisse durch große Korrektheit und unermüdete Liebenswürdigkeit gegen die anrüchlichsten Többer.

Ein Kellner stand vor Saccard.

„Was wünschen der Herr?“

„Ja, so! Was Sie wollen, — ein Kotelett mit Spargeln!“

Dann rief er den Kellner zurück:

„Sind Sie sicher, daß Herr Suret nicht vor mir hierher gekommen und wieder fortgegangen ist?“

„Ja, ganz sicher!“

So weit war's also mit ihm gekommen nach dem Krach, der im letzten Oktober ihn wieder einmal gezwungen hatte, zu liquidieren und sein Hotel im Parc Monceau zu verkaufen, um eine Mietwohnung zu beziehen. Nur Leute wie Sabatani grüßten ihn zuerst; bei seinem Eintritt in ein Restaurant, in dem er Herrscher gewesen, wandten sich nicht mehr alle Köpfe nach ihm um, streckten sich ihm nicht mehr alle Hände entgegen. Wohl war er ein nobler Spieler und hegte keinen Groll wegen der letzten Affaire mit den Bauplänen, dieses skandalösen Krachs, aus dem er kaum das nackte Leben gerettet hatte. Aber jetzt entbrannte in seinem Herzen fieberhafter Nachedurst, und die Abwesenheit Surets, der sich förmlich verpflichtet hatte, schon um elf Uhr da zu sein, um ihm über die Schritte Nachenschaft abzulegen, die er in seinem Auftrage bei seinem, Saccards, Bruder Rougon gethan, dem damals allmächtigen Minister, erbitterte ihn ganz besonders gegen diesen letzteren. Suret, ein gefügiger Abgeordneter, eine Kreatur des großen Mannes, war ja nur Mittelsperson. Aber Rougon, der alles vermochte, — was es möglich, daß er ihn so im Stich ließ? Nie hatte er sich gegen ihn als guter Bruder gezeigt. Daß er nach der Katastrophe böse geworden war, daß er offen mit ihm gebrochen hatte, um nicht selbst kompromittiert zu werden, das war am Ende erklärlich; aber hätte er innerhalb dieser sechs Monate ihm nicht heimlich zu Hilfe kommen sollen? Und jetzt — konnte er wirklich den Mut haben, ihm die allerletzte Hilfe zu verweigern, um die er durch einen Dritten bitten ließ? Ihn persönlich aufzusuchen, wagte er nicht, aus Furcht vor einem unzeitigen Zornesausbruch. Der Gewaltige brauchte ja nur ein Wort zu sagen, dann wäre er wieder fest auf den Beinen und das ganze feige und große Paris zu seinen Füßen.

„Welchen Wein wünscht der Herr?“ fragte der Kellner.

„Von Ihrem Bordeaux-Tischwein!“

Saccard ließ sein Kotelett kalt werden, in Gedanken versunken und ohne Hunger. Er blickte auf, als er einen Schatten über den Tisch huschen sah. Massias war es, ein dicker Mann mit rötlichem Gesicht, ein Kommissionär, den er als armen Teufel gekannt hatte und der nun zwischen den

Fischen schlüpfte, seine Notierung in der Hand. Es verletzte ihn tief, daß dieser Mensch, ohne stehen zu bleiben, an ihm vorbeiging, um Billerault und Moser den Kurszettel vorzulegen. Zerstreut und in einer Erörterung begriffen, warfen diese kaum einen Blick darauf. Nein, sie hätten heute keine Order, vielleicht ein andermal. Massias traute sich nicht an den berühmten Amadien heran, der über einen Hummer-salat gebeugt saß und mit Mazaud sich leise unterhielt; er ging auf Salmon zu, der die Notierung in die Hand nahm, lange studierte und wortlos zurückgab.

Im Saale stieg die Erregung; jeden Augenblick traten andre Kommissionäre ein, daß die Thüren klappten. Laute Worte wurden aus der Entfernung gewechselt; die leidenschaftliche Flut der Geschäfte stieg und wuchs empor, je weiter die Stunde vorrückte. Saccard aber, dessen Blicke immer wieder nach außen schweiften, sah jetzt, wie auch der Börse-platz sich allmählich füllte, wie Wagen und Fußgänger herbeiströmten, während auf den sonnenbestrahlten Stufen der Börse einzelne Männer wie schwarze Flecken sichtbar wurden.

„Ich wiederhole Ihnen,“ sagte Moser mit seiner jammernden Stimme, „daß diese Nachwahlen vom zwanzigsten März ein höchst beängstigendes Symptom sind . . . Nunmehr ist ganz Paris der Opposition überantwortet.“

Aber Billerault zuckte mit den Achseln: Carnot und Garnier-Pagès als Zuwachs auf den Bänken der Linken! Was konnte daran liegen?

„Gerade so ist's mit der Herzogtümer-Frage,“ begann Moser wieder, „sie ist voll Komplikationen. Ja, ja . . . so ist's, wenn Ihr mich auch auslacht. Ich meine zwar nicht, daß wir Preußen den Krieg erklären sollen, um die Besitzergreifung Dänemarks zu hindern; allein es gäbe andre Mittel zur Aktion . . . Ja, ja, wenn die Großen anfangen, die Kleinen aufzufressen, dann weiß man nie, wo das aufhören soll . . . Und mit Mexiko . . .“

Billerault, der heute in seiner Stimmung allumfassender Zufriedenheit war, unterbrach ihn mit lautem Gelächter.

„Nein, nein, mein Vester! Lassen Sie uns in Ruhe mit Ihrer Angst wegen Mexikos . . . Mexiko giebt einmal die glorreichste Seite in der Geschichte der Regierung . . . Woher wissen Sie zum Teufel, daß das Kaiserreich krank ist? Ist im Januar die Dreihundert-Millionen-Anleihe nicht mehr als fünfzehnfach überzeichnet worden? Ein überwältigender Erfolg! . . . Hören Sie, wir wollen im Jahre siebenundsechzig wieder miteinander reden, ja, in drei Jahren, bei Eröffnung der Weltausstellung, die der Kaiser beschlossen hat!“

„Ich sage Ihnen, daß alles schlecht steht,“ behauptete Moser verzweiflungsvoll.

„Ei, lassen Sie uns jetzt zufrieden, alles steht gut!“

Salmon blickte von einem zum andren mit seinem viel-sagenden Lächeln. Saccard aber, der dieses Gespräch gehört hatte, hielt die Krißis, in welche das Kaiserreich einzutreten schien, mit den Schwierigkeiten seiner eignen Lage zusammen. Wieder einmal lag er am Boden: sollte das Kaiserreich, das ihn groß gemacht, gleich ihm zusammenbrechen und mit einem Male vom höchsten Glück zum tiefsten Elend hinunterstürzen? Ja wohl, seit zwölf Jahren liebte und verteidigte er dieses Regiment, unter dem er frisch auf-gelebt, fühlbar emporgewachsen war und sich mit Lebenskraft und Kraft vollgejogen hatte, wie der Baum, dessen Wurzeln sich in günstiges Erdreich einbohren. Aber wollte sein Bruder ihn aus diesem Boden herausreißen, wollte man ihn aus-scheiden aus der Reihe derer, die den fetten Boden der Ge-nüsse erschöpften, dann sollte alles fortgeweht werden in dem großen Wehraus der Nachtfeste!

Jetzt markete er auf seinen Spargel, seine Gedanken schweiften weit fort vom Saale, in dem die Aufregung un-aufhörlich stieg; seine Erinnerungen hielten ihn gefangen. In dem großen Spiegel gegenüber hatte er sein Abbild ge-sehen, und es hatte ihn überrascht. Des Alters Zähne konnten seiner kleinen Persönlichkeit nichts anhaben, seine fünfzig Jahre sahen kaum aus wie achtunddreißig; es blieb bei seiner jugendlichen Magerkeit und Lebhaftigkeit. Mit den Jahren hatte sogar sein dunkles und hohles Gliederpuppengesicht mit der spitzen Nase und den kleinen, leuchtenden Augen sich gleichsam dem Uebrigen angepaßt und das Anziehende dieser ausdauernden, so geschmeidigen und so thatenfrohen Jugend-lichkeit angenommen. Die Haare waren noch dicht, ohne ein weißes Fädchen.

Unwillkürlich gedachte er nun seiner Ankunft in Paris am Tage nach dem Staatsstreich, jenes Winterabends, an dem er auf dem Pariser Pflaster angelangt war, mit leeren

Taschen, hungrig, rasend von unbefriedigten Gelüsten. O, jener erste Gang durch die Straßen, als er, noch ehe er seinen Koffer ausgepackt hatte, das Bedürfnis empfand, mit seinen abgetretenen Stiefeln und seinem schmierigen Rock durch die Stadt zu eilen, die er erobern wollte!

Mitunter war er seit jenem Abend sehr hoch gestiegen. Ein Strom von Millionen war ihm durch die Hände ge-flossen, und dennoch war der Reichtum nie sein Sklave ge-wesen, sein eigner Besitz, über den man frei verfügt, den man eingeschlossen hält, lebendig und greifbar: stets hatten Lug und Trug seine Kasse bewohnt, die aus unsichtbaren Löchern sich ihres Goldes zu entleeren schien. Und nun war er wieder auf dem Pflaster, wie in jener fernen Zeit des Anfangs, noch ebenso jung und ebenso hungrig, immer noch unbefriedigt und von dem gleichen Bedürfnisse nach Genüssen und Er-oberung gequält. An allem hatte er genascht, und war nicht satt geworden; er hatte — so meinte er — weder Gelegen-heit noch Zeit gehabt, in Menschen und Dingen sich genügend festzuheften. In dieser Stunde empfand er das Elend, wieder auf dem Pflaster zu sein, aber er war weniger als ein An-fänger, den trügerische Hoffnung aufrecht erhalten hätte. Ein fieberheißes Verlangen ergriff ihn, abermals von vorn anzufangen, um alles Verlorene zurück zu erobern, ein Ver-langen, höher zu steigen, als er je gestiegen, und endlich der eroberten Stadt den Fuß auf den Nacken zu setzen. Nichts mehr vom trügerischen Reichtum an der Fassade, er sehnte sich nach dem gediegenen Gebäude des Reichtums, dem wahren Königium des Geldes, das auf vollen Säulen thront.

Mosers Stimme, die von neuem sich grell und schrill erhob, zog einen Augenblick Saccard aus seinen Gedanken:

„Der Feldzug nach Mexiko kostet vierzehn Millionen monatlich, Thiers hat's bewiesen . . . Man muß wahrhaftig blind sein, wenn man nicht merkt, daß die Kammermehrheit erschüttelt ist; auf der Linken sitzen sie jetzt dreißig und einige; der Kaiser selbst sieht ein, daß die absolute Macht unmöglich wird, denn er wirft sich zum Förderer der Freiheit auf.“

Billerault sagte nichts mehr und lachte nur höhnisch und geringschätzig vor sich hin.

„Ja, ich weiß schon,“ fuhr jener fort, „Sie halten den Markt für solide, die Geschäfte gehen. Aber warten Sie nur das Ende ab . . . Man hat in Paris zu viel niedergedrückt und wieder aufgebaut, hören Sie! Die großen Arbeiten haben die kleinen Kapitalien erschöpft, und die großen Kredithäuser, die Ihnen so blühend vorkommen, — warten Sie, bis nur eines auffliegt, und Sie werden sehen, wie alle hinter einander umwerfen . . . Abgesehen davon regt es sich auch im Volk. Dieser internationale Arbeiterbund, den man kürzlich ge-gründet hat, um die Lage der Handarbeiter zu bessern, macht mir große Angst. Es herrscht in Frankreich eine Protest-bewegung, eine revolutionäre Bewegung, die jeden Tag ent-schiedener wird . . . Ich sage Ihnen, es sitzt ein Wurm in der Frucht. Alles muß kaputt gehen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Fleischbeschau und fleischpreise im Mittelalter.

Die Specialgesetzgebung des Mittelalters hat sich mit keinem andren Gewerbe-Betriebe so viel beschäftigt, wie mit dem der Metzger oder Schlachter oder Fleischer. Fast jedes Stadtrecht aus diesem Abschnitt der Geschichte ist angefüllt mit Verordnungen über den Ein- und Verkauf des Viehes, über die Rechte und Pflichten der Metzger, über das Schlachten und die Schlachthäuser und endlich über die Fleischbänke und den Fleischverkauf. Herborgerufen wurden alle diese gesetzgeberischen Akte einfach durch die Notwendigkeit; denn bei der Wichtigkeit des Fleisches als eines der notwendigsten und unentbehrlichsten Lebensmittel lag es sehr nahe, daß mit dem Empor-blühen des städtischen Gemeinwesens das Hauptaugenmerk des Gesetz-gabers sich sofort auf eine Korporation lenkte, von deren Beschäftigung der Gesundheitszustand der Bevölkerung in hohem Grade abhing. Dementsprechend finden wir auch schon frühzeitig die Errichtung des Instituts der „Fleischhauer“.

Ihre Entstehung läßt sich mit historischer Sicherheit bis auf das Jahr 1300 zurückführen, der Historiker Gams Warnow datiert ihren Ursprung aus einer noch weit entlegeneren Zeit. Das Motiv, das dieses gesundheitspolizeiliche Kontrollorgan ins Leben rief, gab haupt-sächlich die Fürsorge für ein gutes, unverdorbenes Fleisch. Man wollte schon damals die Konsumenten vor den Folgen des Genusses von kranken, ungesundem Fleische möglichst bewahren und errichtete zu diesem Zwecke eine Behörde, die, ganz in ähnlicher Weise wie die

Weinfüßer beim Weinschank und die Bierprüfer beim Brauergewerbe, die Beschaffenheit und den Gesundheitszustand der zum Kauf gebrachten Schlachtstücke zu kontrollieren hatte. Dann aber hielt sich die Obrigkeit angefangen der häufigen Klagen des Publikums, daß es von den Metzger überbeuert oder betrogen werde, für verpflichtet, auch nach dieser Seite hin Abhilfe zu schaffen. Infolge dessen hatten die Schauer nicht allein das Fleisch auf seine Güte zu prüfen, sondern sie waren auch zu gleicher Zeit Schärer desselben, indem sie nach den jeweiligen Preisverhältnissen des Viehes im allgemeinen die Fleischpreise allwöchentlich oder vierteljährlich festsetzten, sowie mit Rücksicht auf die zu schärende Ware den Taxwert derselben in jedem vorliegenden Falle bestimmten.

Bei ihrem nicht gerade sehr angenehmen Berufe mußten Schauer und Schärer notwendig den gesetzlichen Schutz genießen. Auf die Beschimpfung oder gar handgreifliche Störung der Schärer während der Ausübung ihres Amtes standen sehr hohe Strafen.

Nichtsdestoweniger ließen die Metzger häufig gegen diese ihnen verhassten Personen ihrem Zorne freien Lauf — natürlich zu ihrem eigenen Schaden. So mußte 1624 ein Fleischermeister der Stadt Wintertthur, der seinem Metzger wegen eines unzeitigen Kalbes, das die Schärer unweirhaft befanden, in Grobheiten Luft gemacht hatte, ob seines losen Mundes die enorme Summe von 50 Pfund Heller büßen. Noch schlimmer erging es einem andern Meister, Namens Athmar Meier. Als diesem die Schärer sein Rind- und Schafffleisch bedeutend heruntergeschätzt hatten, brach er in die überreichten Worte aus: „Es haben die Herren mir und meinen Kindern 300 Gulden aus dem Halse abgeschätzt!“ Diese Herzenserleichterung kostete den schmähenden Meister die Kleinigkeit von 100 Pfund Heller.

Nicht minder hart ahndete man den Verkauf des Fleisches vor der Schärung, insbesondere aber das Feilbieten des Fleisches von gesunden und kranken Tieren. Hier trat zu der Beugung der gesundheitsschädlichen Ware noch eine oftmals ganz willkürlich bemessene Geldbuße, die den Schuldigen um so empfindlicher traf, weil sie in der Regel mit der zeitweiligen Verbannung aus der Stadt und dreimonatiger Einstellung des Schlachtrechts verbunden war.

Gewißigt durch die vielen Bestrafungen einzelner ihrer Gewerksgenossen, suchten nicht selten die Metzger in corpore den Maßnahmen der Obrigkeit zu trotzen und die Tagen der Fleischschärer zu umgehen. Die Mittel, die sie dabei anwandten, sind zu originell, um hier nicht ein Beispiel davon anzuführen: In Augsburg herrschte um die Osterzeit des Jahres 1439 ein großer Mangel an Rindvieh, infolge dessen das Rindfleisch den damals ungewöhnlich hohen Preis von 5 Kreuzern für das Pfund erhielt. Die Metzger glaubten sich trotz dieser Preissteigerung geschädigt und ließen, wie der Chronist erzählt, „ausz lauter Bervermut und trutz, die Metzsig (Schlachthaus) gar leer stehen“. Der ehrbare Rat der guten Stadt Augsburg griff dieser sehr deutlichen Demonstration der renitenten Metzger gegenüber zu einem ebenso pfiffigen Ausfluchtsmittel: er gab an zwei Tagen der Woche den dortigen Fleischmarkt vollkommen frei und erlaubte sowohl Einheimischen wie Fremden, an diesen Tagen alle Sorten Fleisch feilzubieten. Vornehmlich forderte er die Bäder, die in jenen Zeiten die Schweinemast als Nebengewerbe betrieben, auf, Schweine zu schlachten und Fleisch und Speck ganz nach Belieben zu verkaufen. 182 Jahre später, am 6. Dezember 1621, fanden die Metzger der Stadt Nürnberg die festgesetzten Fleischpreise auch wieder einmal zu niedrig und steigerten diese über die Gebühr. Dies veranlaßte den Rat, mit erneuten Tagen herborzutreten. Er ließ darum den Metzger Tafeln in die Verkaufsstände hängen, „darinnen ihnen das pfundt Rindern fleisch vmb 6, das schöpsen vmb 5, das kälbern vnd schweinen vmb 8 kreuzern zu geben gesetzet; auch geboten worden, daß laim Metzger das fleisch theurer, denn gesetzet, hinwegagen, auch niemandt das fleisch höher bezahlen sollte, bay straff 10 fl., welche beide, der Metzger, der das fleisch theurer vnd höher giebt, auch diejenige Person, so das fleisch nimbt, Jedes für voll erlegen sollte.“ „Aber vngesachtet solches ernstes gebots“, fährt der Chronist fort, „haben die Metzger das Rindern, schöpsen vnd kälbern fleisch one vnterschied das pfundt vmb 3 Bagen vnd das schweinen vmb 1 Ort vnd kein gut Wort darzu geben, welches die Handwertskente, die gefinde in den wercksetzten hatten, An solchem Gelde genommen vnd nehmen müssen, damit ihnen die arbeit nit liegen geblieben. Aber vermengliche Bürger haben selber Rinder vnd schwein geschlachtet, vnd eingesalzen, wenig frisch fleisch darzugekauft, das es nur vmb vnermögliche Sandverksleute in solcher Nhem am meisten zu thun war.“

Was verstand man aber im Mittelalter unter dem Begriffe „krankes Fleisch“? Zunächst ist hier eines weit verbreiteten Gesehes Erwähnung zu thun, das den Viehtransport aus denjenigen Orten, in denen notorisch ansiedende Krankheiten und Viehseuchen grassierten, unterlagte. Zur besseren Durchführung dieser Vorsichtsmaßregel mußten die Metzger von dem Orte des Einkaufs Gesundheitsatteste mitbringen und letztere den an den Stadthoren aufgestellten Schauern vorzeigen, bevor ihnen Einlaß in die noch von Epidemien freie Stadt gewährt wurde. Weiterhin durfte in vielen Städten, z. B. in Gera, kein beibrüchiges Vieh geschlachtet werden, während in anderen Orten, z. B. Eßlingen, das Metzgen solcher schadhaften Tiere freistand, nur mußte der Metzger das Fleisch dem Zunftrecht zum Verkauf auf die Freibank übergeben. Kalbfleisch ins Wasser zu legen, war in Ulm bei namhafter Strafe verboten. Desgleichen bestand in Gera um 1658 das Gesez, daß das Metzgen jüngerer als 24 Tage alter Kälber in der Absicht verbot, um das Publikum vor dem Genuße unzeitigen Fleisches zu bewahren.

Auffallenderweise sah man im Mittelalter das finnige Fleisch, namentlich das der Schweine, nicht als der Gesundheit schädlich an und erlaubte darum dessen Verkauf, freilich unter genau vor-

geschriebenen Bedingungen, aus denen deutlich hervorgeht, daß die Sanitätspolizei nicht etwa dem der Gesundheit durch den Genuß eines verdorbenen Nahrungsmittels entziehenden Nachteile vorbeugen, sondern einfach nur die Konsumenten vor Betrug oder Ueberbeuerung schützen wollte. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, gestattete eine Stelle im Augsburger Stadtbuche von 1276 den „Fleischmangern“ den Verkauf solchen „phinniken“ Fleisches mit der Beschränkung, daß sie dasselbe auf einer besonderen Bank mit Angabe seines Marktes feilhalten sollten. Die gleiche Bestimmung treffen wir in der Quelle der berühmten, oder, wenn man will, berühmten Carolina, dem alten Bamberger Rechte vom Jahre 1326, allerdings mit dem Zusatz, daß der wissentliche Einkauf von finnigen Schweinen zwecks Wiederverkaufs den Bädern und Schlächtern untersagt wird. Die strengste Verordnung in betreff des finnigen Fleisches, und zwar unter eigentümlichen Formen, bietet uns jedoch Ulm ums Jahr 1414. Wer daselbst Schweinefleisch, das „phinnig“ war oder würde, feilbot, durfte nicht früher wieder andres Fleisch verkaufen, bis er mit der verdorbenen Ware gänzlich geräumt hatte. Salzte dagegen der Metzger das finnige Fleisch unter Aufsicht der Schauer ein, so durfte er daneben auf der Fleischbank auch andre Fleischarten zum Verkauf auslegen.

In diesen mehr oder minder abweichenden Normen bewegen sich die Geseze des Mittelalters über finniges Fleisch; sie schwinden erst mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts aus den Gesezbüchern, und von da an reden die bezüglichen Bestimmungen bloß noch von krankem Vieh. —

Magim Trapp.

Kleines feuilleton.

k. Von der „Mutter der Parlamente“, dem englischen Unterhause, handelt ein sehr interessantes Buch von Arnold Wright und Philip Smith, das soeben in London erschienen ist. Begriffe, die uns jetzt im parlamentarischen Leben etwas Alltägliches geworden sind, wie Präsident, Kommissionen, werden da in ihrer geschichtlichen Entwicklung gezeigt, die wegen der Vorbildlichkeit der englischen Einrichtungen auch für uns Bedeutung hat. Es wirkt z. B. überraschend, wenn man erfährt, daß es einmal ein Parlament ohne Präsidenten gegeben hat. Heute hat im englischen Parlament der Mann, der selten spricht und doch als „Sprecher“ (Speaker) bekannt ist, eine große Bedeutung. „Er ist der Schlüsselstein des ganzen Gebäudes. Ohne ihn fällt das ganze konstitutionelle Gebäude wie ein Kartenhaus zusammen. Und doch gab es eine Zeit, wo die parlamentarische Behörde ohne dieses Amt auskam. Jedenfalls ist das Amt des Speakers eine Folge der Entwicklung des konstitutionellen Systems. Wann der Speaker zuerst auf der Parlamentsbühne erschien, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Man hat den Versuch gemacht, in einem Parlament Edwards I. (gest. 1307) einen Speaker zu entdeken. Ander sehten die Schaffung des Amtes viel später an. Wahrscheinlich haben beide Teile bis zu einem gewissen Grade recht. Zur Zeit der normannischen Könige wurden Personen ernannt, die in des Wortes eigenem Bedeutung als „Sprachrohr“ dienten und das Recht hatten, die Ansicht des Volkes über die gewöhnlich finanziellen Forderungen der Krone auszusprechen; ihr Amt war mehr das des Obmannes einer Jury als des Präsidenten einer beratenden Körperschaft. Von der Art der Wahl des Speakers wird berichtet, als Sir James Bidering im Jahre 1378 ernannt wird. Der vom Unterhaus Gewählte näherte sich dem König und bat, daß „wenn er irgend etwas zum Schaden oder Schimpf des Königs oder seiner Krone äußern sollte, oder die Ehre und die Güter der Lords mindere, der König darauf nicht achten und die Lords darüber hinweggehen sollten, als wenn nichts gesagt wäre; denn das Unterhaus wünschte sehr, die Ehre und das Gut des Königs zu erhalten und die den Lords schuldirge Ehrfürcht in allen Punkten zu erhalten.“

In früheren Zeiten war das Amt des Speakers nicht ohne Gefahr. „William Trësham, der 1439 und 1447 den Präsidentenstuhl inne hatte, wurde nicht weit von Northampton auf der Landstraße ermordet. Er hatte an der Anklage des Herzogs von Suffolk thätigen Anteil genommen, und wahrscheinlich war das Verbrechen die Rache für seinen offiziellen Anteil daran. Nicht weniger tragisch war das Geschie Thomas Thorpes, der 1452 während der Regierung Heinrichs VI. zum Speaker erwählt wurde. Er bemächtigte sich während des damaligen Vernichtungskampfes einiger Kriegsvorräte, die der Herzog von York im Palast des Bischofs von Durham niedergelegt hatte. Eine Klage wegen geschwiegenen Vorgehens wurde vom Herzog eingeleitet, und der Sprecher wurde trotz des starken Widerspruchs des Unterhauses ins Gefängnis geworfen. Auf Befehl der Lords des Parlaments wurde ein neuer Speaker erwählt. Endlich gelang es dem unglücklichen Thorpe zu entfliehen, aber er wurde auf Befehl des Herzogs von York wieder ergriffen und nach Newgate gebracht, von wo er nach Marshalsea befördert wurde, er endete auf dem Schafott. Der 1461 erwählte Speaker Sir William Oldhall wurde wegen Betrugs zum Tode verurteilt, scheint aber dem Schicksal Thorpes entgangen zu sein.“

Die Kommissionen, die heute eine der wichtigsten Formen der parlamentarischen Arbeit darstellen, waren mehrere Jahrhunderte lang völlig unbekannt; die gesetzgebende Körperschaft führte ihre Arbeiten ohne jede derartige Erleichterung aus. Das System kam wahrscheinlich daher, daß man bei Besprechung von Geldangelegenheiten in einer „Kommission“ beriet, d. h. nur dem Prinzip nach, denn das Haus war wie gewöhnlich konstituiert, nur daß der Speaker

durch ein privates Mitglied ersetzt wurde. Das geschah, weil früher der Speaker oft nichts anderes als eine Kreatur des Königs war, ein Beamter, der die Rolle eines Spions und Horchers spielte. Da die „getreuen Gemeinen“ nicht wollten, daß jedes Wort, das sie äußerten, dem Könige zugetragen wurde, schlossen sie also den Speaker aus. Allmählich wurde dieser Brauch zu einem Herkommen, ehe über die Geldangelegenheit verhandelt wird. Die Kommissionen haben einen wichtigen Anteil an der Entwicklung der konstitutionellen Freiheit; besonders zur Zeit der Revolution bekamen sie eine große Ausdehnung. Die Entwicklung des Kommissionsystems war jedoch nicht ausschließlich politisch. So wird vom 20. März 1628 von der Ernennung der Kommissionen für Religion, Gerichtshöfe, Mißstände und Handel berichtet. Das schnelle Wachstum des Systems scheint aber nicht nach dem Geschmack einiger Mitglieder gewesen zu sein, denn vom 14. Juni 1641 wird von der Ernennung einer „Kommission zur Verminderung der Kommissionen“ berichtet. Dieser Versuch war indessen augenscheinlich nicht erfolgreich; die Thätigkeit der Kommissionen wurde immer bedeutender. —

— „Die Perser“ des Timotheos von Milet. In einem ägyptischen Grabe ist unlängst eine griechische Handschrift aus dem letzten Viertel des 4. Jahrhunderts v. Chr., somit das älteste griechische Buch gefunden worden, das wir besitzen. Es enthält freilich nur sechs Zeile, und auch diese nicht vollständig erhalten; dafür ist aber der Inhalt um so wertvoller. Die Handschrift gab nämlich nach der „Neuen Züricher Zeitung“ einen Komos wieder, d. h. einen mit Musikbegleitung gesungenen Text, eine Gattung der Dichtkunst, von der uns bisher noch keine Probe bekannt war; und zwar ist es ein im Altertum hochberühmter Komos, „Die Perser“ des Timotheos von Milet, eines Dichters und Musikers aus dem Ende des 5. und Anfang des 4. Jahrhunderts, der u. a. dadurch bekannt ist, daß er der siebenstimmigen Kithar (Zither) noch vier weitere Saiten hinzufügte. Sein Gesang schildert die Seeschlacht bei Salamis: wie die Schiffe gegen einander fahren, so oder so den Stoß annehmen, wie Steine und Brandpfeile geschleudert werden, mit Lanzen und Pfeilen geschossen wird. Ein Ertrinkender wird vorgeführt: er flucht dem verhassten Meere, hofft aber noch auf den Sieg seines Herrn. Die Perserflotte flieht; das wird kurz geschildert, ausführlicher die Klagen der nach und frierend auf den Klippen sitzenden Schiffbrüchigen: es sind Bewohner des inneren Kleinasiens, die sich nach der Heimat sehnen und die Götter anrufen. Die Flucht geht weiter, die Sieger nehmen die Ueberlebenden gefangen. Ein Pöhrger wird geschildert und tritt redend auf, indem er das Griechische radebricht, die ärgsten Sprachfehler begeht und die ephesische Artemis zum Mastulium macht. Dann folgt die Schilderung der Flucht des Hoflagers, die erhaben und tragisch klingende Rede des Königs, der den Befehl zum Rückzug giebt. Die Griechen aber erröthen dem Zeus ein Siegesmal, singen das Triumphlied und tanzen den Siegesreigen. Der Schluß ist persönlich. Timotheos hatte mit seiner Neuerung in dem konservativen Sparta Anstoß erregt; bei einem öffentlichen Fest schmitt man ihm von Amtswegen vier Saiten seiner Kithar durch. Hier nun verteidigt er sich: er verfolge nicht die Musik, nur die schlechten Musikanten, und mit seinen elf Saiten habe er der Musik neue Bahnen erschlossen. Schließlich wünscht er den Spartanern Frieden und gute Gesetze. Man nimmt daher an, daß das Gedicht zu der Zeit entstand, als Athen daniederlag und Sparta die Vorkherrschaft hatte. Die Sprache des Liedes ist nicht minder merkwürdig als der Inhalt: Timotheos will im Stil und Wortschatz erfinderisch sein, und so fehlt es nicht an Worten, die sich in keinem Wörterbuch finden. Die Verse sind ein buntes Durcheinander der mannigfaltigsten Metren, obgleich die Jamben vorwiegen. —

Kulturgegeschichtliches.

— Ein Landesgesetz gegen das Zutrinken. Der plammäßige Kampf gegen den Alkohol-Mißbrauch ist keineswegs eine Errungenschaft der neueren Zeit. Die gute alte Zeit, die vom Grundsatze des Gehenlassens bekaunlich recht weit entfernt war, hat in ihrer patriarchalischen Fürsorge für das leibliche und geistige Wohl der Untertanen sogar besondere Bechgebräuche mitunter zum Gegenstand der gesetzgeberischen Regelung gemacht. So enthält die 1533 erlassene „Wairische Landtsordnung“ des Herzogs Albrecht in „Buch 6, Titul 7, Ander Articul“ folgendes: „Verpot des Zutrinkens“: Wiewol Zutrinken auff mer gehalten Reichstagen auch schwärlichen verpotu / So ist doch solch verpot an etlichen orten wenig gehalten / volzogen oder gehandhabt worden / die weil dann auß dem laster des Zutrinkens / Trunkenheit / vund auß trunkenheit / Gotslesterung / Todschleg vund vil ander schwäre laster vund ubel entstehen / Vnd sonderlich das sich die Zutrinker / dar durch irer vernunft berauben / vnd in färligkeit irer seel / eren / leibs vund guts begeben / Hierauff so pieten Wir auß Landtsfürstlicher Dbrigkait / allen vnd jeden vorgeannten Amptleuten / Landtleuten / Vnderthonen vund Inndwohnern vnser Fürstethumbes Geistlichen vund Weltlichen / was würden oder stands die sehen — das nun siran niemand mer er seh wer er wöll / bey vermeidung der peen vnn straff / in obermeltem articul der Gotslesterung halb begriffen / mer Zutrinken / oder jemand darzu bewegen / raitzen oder halten thu / weder wenig noch vil / in kein weiß / wie die erbachet oder fürgenommen möcht / Sondern das alle vnser Amptleut / auch Hofmarch vnd andere Gerichtsherrn ver-

fügen / vnd mit gantzem ernst darob halten / das dem also nachgebolgt / die oberfarer vn verprecher diß gepots / dermaßen wie vorstet / vnmachlässlich gestrafft / vnd niemands in solchem uberschen noch verschont werde / Als lieb ainem jeden sey / zavorab die vngnad Gottes / vnd obbestimbt straff vund peene zu vermeiden / daran thut ain jeder gegen Gott vnd der Welt / ain billich hailfam löblich werck vund vnser ernstliche maimung vnd haissen. — („Rölmische Zeitung“.)

Astronomisches.

ie. Der Astronom Professor Barnard, Leiter der Yerkes-Sternwarte, macht den „Astronomischen Nachrichten“ eine Mitteilung über Helligkeitsunterschiede bei den Mondfinsternissen. Jedem, der einmal eine vollständige Verfinsternung des Mondes beobachtet hat, ist die Thatsache bekannt, daß die Mondscheibe nicht völlig dunkel wird, sondern eine rötlichbraune Färbung annimmt. Barnard macht nun darauf aufmerksam, daß die Verdunkelung des Mondes bei den Finsternissen nicht immer den gleichen Grad besitzt. Die letzte Finsternis vom 16. Oktober nennt er die dunkelste, die er je beobachtet hat. Der Mond hatte eine tiefkupferrote Farbe, während er bei der Verfinsternung am 11. Juni 1881 z. B. eine helle, schon furchtore Färbung hatte. Die Mondfinsternis vom vorigen Oktober war noch dadurch ausgezeichnet, daß die Färbung der Mondscheibe keine gleichmäßige war, sondern ein breiter besonders dunkler Fleck quer von Ost nach West über die Mitte des Mondkörpers zu verlaufen schien. Diese Beobachtung ist nicht nur von Professor Barnard, sondern auch von europäischen Astronomen gemacht worden. Als Grund dieser verschiedenen Färbungen des verfinsterten Mondes vermutet der amerikanische Himmelsforscher Störungen in der Durchsichtigkeit der irdischen Atmosphäre und meint, daß vielleicht ähnliche Beobachtungen wie bei der letzten Mondfinsternis bei einer eingehenden Untersuchung eine weitere Aufklärung über die Brechungsverhältnisse in der Atmosphäre bringen könnten. —

Humoristisches.

— Im Horn. Herr (im Streit zum andern): „... wissen Sie, was Sie sind? Sie sind überhaupt nichts weiter, wie 'n warnendes Beispiel!“ —
 — Boshast. Maler: „In diesem Monat habe ich drei Bilder gemalt, die mir zusammen tausend Mark eingebracht haben!“
 Freund: „Ja, ja, Handwerk hat doch noch gold'nen Boden!“ —
 — Ein lieber Bruder. Dame (zum kleinen Peyerl, der am Flußufer mit seinen fünf Schwesternchen spielt): „Siehst Du auch acht, kleiner Junge, daß keines ins Wasser fällt?“
 Peyerl (achselzuckend): „Dös macht nig; nächst's Jahr krieg' do wieda an's.“ — („Weggendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Bei Heinrich Minden in Dresden erscheint nächstens ein neues Werk von Pierre Loti: „Die Schredenstage von Peking“. —
 — Im Dresdener Hoftheater wird in der kommenden Spielzeit Bernhard Shaw's dreiaktiges Schauspiel „Candida“ aufgeführt werden. —
 — „Die Diplomatin“, ein dreiaktiges Lustspiel von Arthur Necker, geht noch in dieser Saison im Hamburger Deutschen Schauspielhause erstmalig in Scene. —
 — Die Berliner SeceSSION hat folgende Künstler zu ordentlichen Mitgliedern gewählt: Hermann Brud, Franz Christoph, Otto Feld, Philipp Klein, Friedrich Latendorf, August Reben du Mont, Ludwig Stuy, Prof. van der Velde-Weimar, Fritz Rhein, Klara Siewert, Karl Walsch, Heinrich Wille; ferner sind die bisherigen außerordentlichen Mitglieder Ignatius Laschner-München, Louis Quailon-Berlin und Prof. Wilhelm Trübner-Frankfurt a. M. in die Reihe der ordentlichen Mitglieder eingetreten. —
 — Götzenfabrikation. Birmingham, welches bis jetzt das Monopol hatte, in denselben Schiften, die die Missionare und Veröffentlichungen der Bibelgesellschaft befördern, Bronze- und Guseisengötter in heidnische Länder zu exportieren, sieht sich in diesem Geschäftszweig jetzt durch Amerika bedroht. Ein Koreaner mit Namen Strohmuth ist in Amerika eingetroffen, um mit Firmen in New York und Philadelphia über den Import von Götzenbildern in China und Korea zu verhandeln. Dieser Götzenbilder-Handel ist nicht etwa eine Kleinigkeit. Viele Hundert Tonnen Metall nehmen jährlich Götzengestalt an, und zwei oder drei Firmen erzielen aus diesem Handel schöne Dividenden. In der Regel wird diese Götzenfabrikation als Nebengeschäft betrieben. In diesem Götzengeschäft giebt es äußerst respektable Personen, und einer der Fabrikanten soll sich besonders durch seine religiöse Wärme bei Missionsversammlungen auszeichnen. —